

„Ich bin ein entheimateter Mensch“

Stand: 07:18 Uhr | Lesedauer: 6 Minuten



Von **Tilman Krause**
Leitender Feuilletonredakteur



Günter Kunert kurz vor seinem 90. Geburtstag in seinem Heim in Kaisborstel bei Itzehoe
Quelle: picture alliance/dpa

Günter Kunert, der heute seinen 90. Geburtstag feiert, ist der ironische Spötter unter den Autoren der ehemaligen DDR. Seit 1979 lebt er im Westen. Heimat ist für ihn nur die Literatur. Ein Besuch.

Unsentimentaler kann man wohl nicht sein. Auch nicht weniger nostalgisch. Wenn es denn stimmt, dass alte Menschen nur noch in der Vergangenheit leben, dann ist dieser Mann nicht alt. Geht keinesfalls auf die neunzig zu. Auch wenn das seine Geburtsurkunde nahelegt. Die ist nämlich auf den 6. März 1929 ausgestellt. Für einen Ort, „wo Berlin am berlinischsten ist: in der Chausseestraße (<https://www.meinestadt.de/berlin/stadtplan/strasse/chausseestr.>)“, wie er selber einmal geschrieben hat.

In seinen schalkhaften Memoiren „Erwachsenenspiele“. Tja, „Biografie (<https://www.welt.de/themen/biografien/>), ein Spiel“ heißt es schon beim ein wenig älteren Schweizer Kollegen Max Frisch, der übrigens denkbar wenig Spielerisches hatte.

Ganz anders dieser große alte Mann der deutschen Nachkriegsliteratur. Einer der wenigen, die wir noch haben. Günter Kunert mag sich inzwischen eines Stocks bedienen. Denn mit dem Gehen ist es nicht mehr so weit her. Aber wenn er erst einmal sitzt, in seinem rot gepolsterten Samtfauteuil, an einer langen Tafel, die fast den ganzen Raum einnimmt in diesem ehemaligen Schulhaus von Kaisborstel bei Itzehoe, knappe 40 Kilometer nordwestlich von Hamburg, ja, dann werden fröhliche Greisenspiele aufgeführt, die denkbar unfeierlich sind. Und ohne jegliche Versuchung, irgendetwas zu erklären.

Im Zeichen der Verfolgung

Wie soll man auch beispielsweise die eigene Kindheit mit Rührung betrachten, wenn sie im Zeichen der Verfolgung stand? Mit seiner jüdischen Mutter und seinem „arischen“ Vater, einem Sozialdemokraten, den die Nazis ins Arbeitslager steckten, hatte Kunert, um in der NS-Terminologie zu sprechen, als „Mischling ersten Grades (<https://www.google.de/search?q=%22Mischling+ersten+Grades%22&tbm=isch&source=hp&sa=X&ved=2ahUKEwjIoIbh2OrgAhUDZlAKHXobAb8QsAR6BAgDEAE&biw=1544&bih=1072>)“ zu gelten. Die kleine Familie sehnte den Einmarsch der Russen herbei, den sie dann im Mai 1945 ohne Wenn und Aber als Befreiung erlebte.

Von der Epochenillusion des Sozialismus voll erfasst, konnte sich der Künstler als junger Mann jedoch der anfänglichen Euphorie, endlich an der Gesellschaft mitwirken, sich einbringen zu dürfen, nicht lang erfreuen. Jene Behinderungen durch die „dummen Arschlöcher von Funktionären“, die ihn 1979 endgültig dazu bewogen, die DDR zu verlassen, erschwerten ihm schon bald das Leben im Arbeiter- und Bauernstaat.

Kulturbürokraten fanden ihn subjektivistisch, dekadent. Denn er war Skeptiker: „Als von Hitler zum Juden erhobener Agnostiker fühlte ich mich meiner Herkunftswelt nicht sonderlich verbunden. Aber die Bedrohung hatte meinen Blick geschärft für jegliche Verlogenheit.“ So erklärt der knapp Neunzigjährige heute seine frühe Distanz zur DDR.

Gute Geister

Dabei kennt auch sein Bildungsroman jene guten Geister, die fördernd den Entwicklungsgang des jugendlichen Helden begleiten. Den damals allgewaltigen Kulturminister Johannes R. Becher etwa. Der erkannte sein lyrisches Talent und sorgte dafür, dass Kunerts erster Gedichtband erscheinen konnte.

Noch enger wurde die Beziehung zu Bert Brecht (</themen/bertolt-brecht/>). „Mit ihm war es einfach lustig“, erwärmt sich nun sichtlich der Erzähler im Sessel, strafft sich, drückt ein wenig das Kreuz durch und reibt am Stockgriff, auf den sich seine beiden Hände stützen, in Erwartung der hübschen Geschichten, die er nun endlich erzählen kann.

„Wissen Sie, schon diese Ungeniertheit, mit der Brecht politische Funktionäre nur ‚diese Verbrecher‘ nannte, hatte etwas kolossal Erfrischendes. Man redete in der DDR ja eher ängstlich respektvoll von den Oberen. Aber das war Brechts Sache nicht. Der nahm kein Blatt vor den Mund. Wenn er mich morgens von Weißensee in seinem offenen Steyr nach Berlin-Mitte kutscherte, übrigens gern die Hände vom Steuer nehmend und mich beruhigend mit den Worten: ‚Das Einzige, was ich wirklich kann, ist Auto fahren‘, dann wollte er einfach nur wissen: ‚Kunert, was denken die Leute so?‘, und ich musste dem Privilegierten Meldung machen, was er dann sarkastisch kommentierte.

Echo der Zwanzigerjahre

Dabei beherrschte ihn jene Neue Sachlichkeit (<https://www.tagesspiegel.de/berlin/nachtleben-der-zwanziger-jahre-berlin-zwischen-exzess-und-exitus/20400230.html>), die er als junger Mann aufgesogen hatte. Dazu noch eine Anekdote: Zwei Tage vor seinem Tod besuchte ich Brecht im Krankenhaus. Er hatte ein Kind auf dem Schoß und sagte versonnen zu ihm, den Blick nach oben gewendet: ‚Sieh mal, wie der Wind mit den Ästen arbeitet.‘ Wind, der mit Ästen arbeitet: ein schönes Echo der Zwanzigerjahre.“

Allerdings: Romantisch geht wohl anders. Und dazu passt dann auch, dass Kunerts größte Dankbarkeit gegenüber dem berühmten Dramatiker sich auf einen denkbar prosaischen Umstand bezieht: „Brecht stellte mir eine Bescheinigung aus, mit der ich endlich eine Schreibmaschine kaufen konnte. Das ging in der DDR nämlich nicht einfach so.“

Was in der DDR alles nicht einfach so ging, wie der allgemeine Mangel das Leben beherrschte, wie das Spitzelwesen immer mehr ein Klima der Angst erzeugte, das kann man im Übrigen noch einmal sehr hautnah inhalieren, wenn man jenen Roman (<https://www.welt.de/themen/romane/>) liest, den Kunert Mitte der Siebzigerjahre schrieb und den er vor einigen Jahren in noch immer nicht ausgepackten Umzugskisten fand. Jetzt, pünktlich zum 90. Geburtstag ist er erschienen und heißt „Die zweite Frau“ (Wallstein, 200 S., 20 €).

Sonderstatus Witz

Man weiß nicht genau, ob es sich um kokette Greisenspiele handelt oder ob Günter Kunert wirklich die Wahrheit sagt, wenn er nun im Gespräch noch einmal betont, dies sei ein „Nebenprodukt“; er habe am meisten Sorgfalt stets auf Gedichte und Aphorismen verwendet. Doch wie immer man das schmale Prosawerk dieses Autors bewertet: Eines zeichnet auch „Die zweite Frau“ (wie schon „Erwachsenenspiele“ oder auch den anderen Roman „Im Namen der Hüte“) wieder aus, etwas, das Kunerts Sonderstatus innerhalb der DDR-Literatur hervorhebt.

Und das ist Witz. Niemand sonst hat damals so ganz ohne Bedeutungshuberei, vielmehr schelmisch, mit ausgeprägtem Hang zur leicht surrealen Satire den realsozialistischen Alltag beschrieben.

Vielleicht macht sich hier doch das jüdische Erbe geltend, vielleicht spricht daraus auch die Verpflichtung gegenüber den großen Toten wie „Tucholsky und Toller, Jacobssohn und Mühsam“, die Kunert einmal als seine Paten bezeichnet hat, jedenfalls fehlt bei diesem Autor (<https://www.welt.de/themen/autoren/>) der heilige deutsche Ernst, der vor allem die Bücher Christa Wolfs auszeichnete. Auch das Raunende wird man bei Kunert vergeblich suchen. Bei ihm ist alles klar und explizit. Wie kommt das?

Ohne deutschen Tiefsinn

„Das führe ich auf zwei Gegebenheiten zurück. Erstens: Ich bin einfach kein DDR-Schriftsteller gewesen. Ich lebte da eine gewisse Zeit. Das war aber auch schon alles. Ich bin ein entheimateter Mensch. Auch meine Bindung an Berlin ist nicht doll. Ich hätte ja nach der Wiedervereinigung zurückgehen können. Immerhin besaß ich ein Haus in Buch. Aber ich wollte nicht. Das war abgetan. Zweitens: Die deutsche Tiefsinnstradition bedeutet mir nicht viel.

Meine Idole waren amerikanische Lyriker wie Edgar Lee Masters oder Carl Sandburg. Die sind meine Heimat, wenn Sie das Wort unbedingt hören wollen, das heute wieder so hoch im Kurs steht. Ich halte aber nicht viel davon. Für einen Schriftsteller (<https://www.welt.de/themen/autoren/>) jedenfalls genügt es, wenn die Literatur Heimat (</politik/deutschland/plus174562045/Seehofers-Heimatministerium-Buergermeister-schildern-ihre-Erwartungen.html>) ist. Mehr hat unsereins nicht. Mehr braucht es auch nicht.“

Doch Günter Kunert ist viel zu sehr Schriftstellerspieler, um dieses apodiktische Wort das letzte sein zu lassen. „Na ja“, sagt er versöhnlich und hebt den Stock, mit dem er jetzt auf die dicht mit Gemälden behängten Wände zeigt, „ein bisschen Raum für Bilder, Katzen sowie vor allem für einen geliebten Menschen an der Seite ist auch noch ganz schön.“ So wird es sein. So kann einem sogar Kaisborstel bei Itzehoe ein Zuhause werden.

 © Axel Springer SE. Alle Rechte vorbehalten.

Die WELT als ePaper: Die vollständige Ausgabe steht Ihnen bereits am Vorabend zur Verfügung – so sind Sie immer hochaktuell informiert. Weitere Informationen: <http://epaper.welt.de>

Der Kurz-Link dieses Artikels lautet: <https://www.welt.de/189812249>